



Erinnerungen an den Kriegswinter 1944 - 1945,

erzählt von Cäcilia Förster-Kaut

Die Menschen aus unserer Heimat sind von hartem Schlag, geprägt durch das rauhe Klima, die mühsame Arbeit, das hügelige und schwierige Gelände und die genügsame, oft kümmerliche Lebensweise. Dazu sind sie ein Grenzvolk, das immer wieder die rücksichtslosen Folgen von Krieg und Politik ertragen mußte. Diese Leute bedurften eines festen Halts, um in Prüfungszeiten ausharren zu können. Schon aus diesem Grunde gibt es in unsern Dörfern so viele Kapellen und Kirchlein, wo Heilige verehrt werden, zu denen die Bevölkerung in Not und Bedrängnis Zuflucht suchte.

Die Erlebnisse des Kriegswinters 1944-1945 haften für immer im Gedächtnis. Als die Ardennen-Offensive hereinbrach, rief man uns zusammen, um uns den Ernst der Lage klarzumachen und uns zu bewegen, so schnell wie möglich zu flüchten. Wir hatten aber den festen Willen, die Heimat nicht zu verlassen, komme, was da wolle! Wir blieben und bekamen den Krieg in seiner ganzen Härte zu spüren: nichts blieb uns erspart.

Drei unendliche Wochen hielten wir mitten im Hauptverbandsplatz zwischen Verwundeten und Toten aus, wir erlebten Verrat und Inhaftierung, überall waren wir zuviel. Nirgendwo fanden wir Gemeinsamkeit. Ein jeder versteckte sich in einem dunklen Keller oder verkroch sich unter einem Heuhaufen. Auch die entkräfteten Soldaten suchten auf diese Weise Schutz und Zuflucht. Nur das nackte Leben zählte noch, den Zeitbegriff hatten wir ganz verloren. Unser Kirchlein war sogar zur Aufnahme der Verwundeten eingerichtet worden, doch die Gebete zur

Schmerzhaften Mutter verstummten nicht. Sie war mitten unter uns und würde uns in allen Nöten helfen. Wir hielten stand.

Wie ein Wunder empfanden wir es eines Morgens, als wir aus unsern Verstecken hervorkrochen und das Militär fort war. Drinnen und draußen war alles wie ein Spuk über Nacht abgezogen: wir konnten es nicht fassen. Wir hielten Ausschau, bewegten uns frei um Haus und Hof: das Dorf war leer. Unbeschreibliches Durcheinander herrschte allenthalben: zurückgelassene Kleidungsstücke, Zeltplanen, dicke Rollen Verbandzeug, blutdurchtränkte Mullbinden lagen in wirrem Durcheinander umher. Das Blut hatte Schnee und Eis rot gefärbt.

Nun standen wir da, ratlos, und wollten doch weitermachen, aber wie? In unserer Not legten wir das feierliche Gelöbnis ab, einen Bittgang zu machen. Jedoch die Anwesenden waren verschiedener Meinung: jeder hatte seinen Heiligen, den er besonders verehrte, und so wurde das Versprechen vorläufig einmal aufgeschoben. Wir versuchten, das Leben wieder in die normalen Bahnen zu lenken, aber dies war einfacher gesagt als getan. Ringsum lag alles am Boden, herabgefallene Dachschiefer und Schutt bedeckten Eis und Schnee; es sah ganz trostlos aus.

Aber einer richtete sich am anderen auf, die Anfänge waren mühevoll. Womit sollten wir zuerst beginnen? Und doch ging es langsam aufwärts. Wir räumten auf, besserten aus, ergänzten, wo etwas fehlte. Doch die Arbeit wurde unmöglicher von Tag zu

Tag. Dann fuhren wieder schwere Geschütze auf, die etwa 350 bis 400 m in westlicher Richtung von unserem Hof Stellung bezogen. Dann schickten sie Salven über Salven hinüber zum Westwall. Bei jedem Abfeuern verfiel sich der Luftdruck in unserem runden Dorf wie in einem Kessel. Fenster, die zur Geschützseite hin lagen, gingen in Scherben, Türen flogen aus den Angeln, der Putz fiel von den Wänden, Zimmerdecken bröckelten ab oder fielen herunter.

Wir sollten Fenster und Türen öffnen, meldete man uns, und den Mund bei jedem Abschuß aufmachen und Schutz im Keller suchen.

Ich hatte noch ein kleines Kind von einem Jahr, dem bald Bluttröpfchen aus den Ohren liefen; das Trommelfell war verletzt.

Unser Pferdestall war dem Luftdruck in besonderer Weise ausgesetzt. Bei jedem Abfeuern gebärdeten sich die Tiere unbändig vor Schrecken. Sie wieherten, sprangen hoch, schlugen vor- und rückwärts aus, zertrümmerten die Krippe. Ihre Hälse waren durchgescheuert, und aus den Ohren quoll Blut. Sollten wir sie losbinden und aus dem Stall lassen? Dann gingen sie einem sicheren Tod entgegen. Das beste war, man redete beruhigend auf die verängstigten Tiere ein.

Doch auch das ging vorüber, aber ein anderes Übel stellte sich ein.

Hier im Schloß zu Bracht hatten die Amerikaner ein Funkgerät im Keller aufgestellt. Es sah aus wie ein Spinnennetz mit sehr vielen Fäden. Hatten wir zuviel Neugier gezeigt? Ich glaube es kaum; wir hatten doch genug mit uns selber und unserer

armseligen Behausung im Keller zu tun. Wir wurden aber wegen Verrats für 3 Tage verhaftet, und nach unserer Freilassung durften wir nur bis ins Erdgeschoß gehen. Das Verlassen des Hauses war verboten, ein Wachtposten mit Gewehr stand in der offenen Tür und verwehrte auch jedem den Zutritt.

Als man uns nach längerem Hin und Her endlich mal wieder erlaubte zu arbeiten, waren wir kaum noch imstande dazu, unsere Kräfte waren geschwunden.

Die ersten Amerikaner, die unser Haus belegt hatten, verlangten, daß wir ihnen Platz machten und die Zimmer ausräumten. Dann brachten sie haufenweise Stroh in die Wohnung. Die erste Etage besetzten sie nicht. Es war dort zu kalt, wie sie sagten. Der Wind heulte durch die zertrümmerten Fenster, und Schnee wirbelte durch die Räume. Man gestattete uns, noch ein Zimmer zu bewohnen, auch stand der Keller zu unserer Verfügung. Bei der geringsten Gefahr suchten auch die Soldaten Zuflucht in den Kellerräumen.

Wir waren überall zuviel, spürten wir insgeheim, konnten uns trotzdem nicht über Unfreundlichkeit beklagen. Wir lagen eben mitten im Frontgebiet.

Als das deutsche Lazarett in unserem Haus eingerichtet wurde, standen wir allenthalben im Wege. Wir fanden nicht einmal ein Plätzchen, eine Körperpflege durchzuführen, während wir alle von Läusen befallen waren. Das ganze Haus war von Ungeziefer verseucht. Verwundete lagen oft tagelang ohne Behandlung auf dem Stroh in den Zimmern; die Ärzte waren überfordert. Auch Zivilisten, Männer und Frauen, die man unterwegs aufgeladen hatte, wurden ins Feldlazarett eingeliefert. Sie wurden immer als letzte behandelt. Besonders in hygienischer Hinsicht herrschten unbeschreibliche Zustände.

So lag ein Mann zwei Tage lang auf einer Bahre bei uns in der Zimmerecke. Am Abend vorher hatte man mit 6 Verwundeten das letzte Zimmer belegt. Nach und nach wurden die Bahren abtransportiert bis auf den einen Mann in der Ecke. Er trug Zivilkleidung und stöhnte ohne Unterbrechung. Da näherte ich mich ihm und hörte, daß er Französisch sprach. Er klagte über Durst. Ich brachte ihm eine Tasse Kaffee, die er gierig austrank. Er bat auch um einen Arzt. Blut und eine übelriechende Flüssigkeit sickerten aus einer Wunde in seinem Rücken.

Gegen Abend lag dieser Verwundete

immer noch ohne jede Pflege auf seiner Bahre. Unser Knecht Paul und ich trugen ihn hinauf auf ein abgelegenes Schlafzimmerchen, dessen Fenster wir mit Brettern zugenagelt hatten. Wir zimmerten aus einer Matratze ein Bett zurecht und legten den Kranken hinein. Ein Sanitäter hatte unser Handeln beobachtet und hielt mich kurz danach im Vorbeigehen mit folgenden Worten an:

„Und Sie, liebe Frau Förster, behandeln unsere Feinde und verstecken sie sogar. Wissen Sie, daß Sie uns sehr verdächtig sind?“ Ich appellierte an seine Humanität und erwiderte:

„Sie wollen den Mann zusehends absterben lassen, weil er ein Belgier ist. Daß er sterben muß und niemand ihm mehr helfen kann, sieht längst jedermann; jedoch Sie wollen ihn noch leiden lassen zum Anblick der Vorübergehenden. Schämen sollen Sie sich!“

Er fühlte sich getroffen und sagte, sich entschuldigend: „Ach, nehmen Sie doch mal eine Schürze voll Äpfel unten im Keller. Ich sah noch welche in einer Kiste, und gehen Sie damit hinauf zum Oberstabsarzt, er soll diese unter die Verwundeten verteilen. Sie müssen etwas tun, Frau Förster, man spricht gegen Sie.“

Ich verstand alles nur zu gut. Ja, ich nahm eine Schürze voll Äpfel und begab mich damit zur chirurgischen Abteilung im Schloß, wo der Oberstabsarzt mit seinen Assistenten arbeitete. Dann bat ich auch dort um Hilfe für den sterbenden Belgier. Kurz danach kam der Sanitäter wieder vorbei und meldete:

„Ich habe dem Belgier eine Spritze gegeben, in 10 Minuten können Sie nachsehen, dann wird er tot sein.“

Wir haben den Mann dann unter schwersten Umständen auf unserem Friedhof begraben.

Dann stellte sich beim Vieh eine Seuche ein, wie wir sie nie erlebt hatten, und die wohl auf all den Schmutz in Stallungen und Scheunen zurückzuführen war. Ein Absterben setzte ein, welches besonders die Jungtiere befiel. Der Tierarzt stellte Ruhr und doppel-seitige Lungenentzündung fest, und bald war der gesamte Viebestand angesteckt. Alle paar Tage mußte ein Kadaver aus dem Stall geschafft und schleunigst begraben werden, um die Ansteckungsgefahr einzudämmen. Es war Männerarbeit, die aber auch über ihre Kräfte ging. Und trotzdem hielten sie durch. Waren wir nicht hier geblieben, um die Heimat zu erhalten für unsere Kinder, für

diejenigen, die irgendwo draußen im Felde standen und sich nach ihrem Zuhause sehnten?

Die Zeiten wurden ruhiger. Wir besprachen gemeinsam das gemachte Gelöbnis und beschlossen, unseren Bittgang nach Wiesenbach zum hl. Bartholomäus zu machen. Er war doch, so meinten wir, zuständig für unsere Anliegen, und er mußte uns beistehen, neuen Mut zu schöpfen, um unsern Drangsalen und unserer Not zu begegnen. Zu 12 bis 15 Personen fanden wir uns zusammen und zogen laut betend den Maspelterberg hinauf, dann ging es durch die Hasselbach, den engen Pfad hinauf, bis der Hochwald uns aufnahm. Wir pilgerten in kurzer Entfernung an einer Müllhalde vorüber, die uns mit dem Wind einen ekelhaften Geruch zutrieb. Es wurde uns noch elender zu Mute, und um so eifriger beteten wir:

„Heiliger Bartholomäus, zu Dir kommen wir, auf Deine Fürbitte vertrauen wir!“

Allmählich verließen wir den Wald. Der Tag war schon vorgeschritten, die Sonne durchbrach die Wolken-decke, der blaue Himmel zeigt sich über uns und belebte mit neuem Mut unser schwaches Häuflein. Um halb zwölf sollte das Hochamt in Wiesenbach gefeiert werden.

Nachdem wir die Höhe überschritten hatten und uns den Hang hinunter auf Neidingen zu bewegten, gewahrten wir Männer und Frauen, die auf dem Felde arbeiteten. Auch sie hatten trotz Krieg und Not nicht aufgegeben.

Als wir an ihnen vorüberzogen, hielten sie in ihrer Arbeit inne, die Männer nahmen ihre Kopfbedeckung ab, und alle falteten sie die Hände. Diese stille Teilnahme empfanden wir als einen stummen Gruß in gemeinsamen Anliegen. Es tat uns im Herzen wohl.

An der Kapelle in Wiesenbach war viel Pilgervolk zusammengekommen; das Kirchlein konnte nicht alle die notgeplagten Menschen aufnehmen. Das Wetter war angenehm warm geworden, und so ließen wir uns am Wegrand nieder.

Innerlich gestärkt und voller Zuversicht traten wir nach dem feierlichen Hochamt den Heimweg an. Die Feldarbeiter oberhalb Neidingens waren fort; aber jedesmal, wenn ich dieses Weges zog, mußte ich jener stummen Begegnung und der teilnehmenden Leute, die uns so hoffnungs- und vertrauensvoll gestimmt hatten, gedenken.